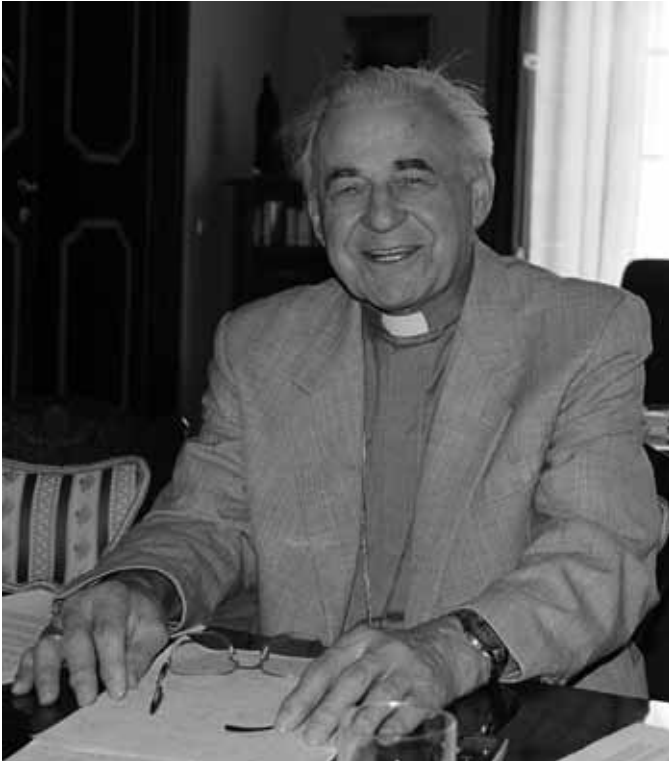


Miloslav Vlk

*„Beugt euch also in Demut
unter die mächtige Hand Gottes [...]“
(1 Petr 5,6)*

Ich kann Ihnen versichern, dass diese Epoche die gesegnetste meines ganzen priesterlichen Lebens war. Ich habe viele Gnaden empfangen, Licht und inneren Frieden. Ich war überhaupt nicht frustriert. Im Gegenteil, ich habe verstanden, dass ich gerade so mein priesterliches Leben leben konnte. Wann immer Verzweiflung drohte, gewann ich Gnade aus der Kraft, die vom Kreuz kommt. Mich in den Armen des gekreuzigten Christus zu wissen, war für mich eine unerschöpfliche Quelle der Kraft. In diesem Sinne habe ich die Erfahrung gemacht, immer mehr zum Priester zu werden.



Miloslav Kardinal Vlk 2007

Erzbischof Miloslav Vlk schrieb dies 1994 über eine Epoche seines Lebens, die auf den ersten Blick mit seinem Amt als Priester wohl am wenigsten zu tun hat: Die Jahre als Fensterputzer, in denen er – von offizieller Seite vom priesterlichen Dienst ausgeschlossen – als einfacher Bürger Scheiben und Schaufenster in der Innenstadt von Prag putzte.

Sieben Jahre lang kam ich so kreuz und quer durch Prag, in der Hitze heißer Sommer wie bei minus 10°C in manchen Wintern, und tat diese Hilfsarbeit. Der Glaube an die Liebe Gottes war meine einzige Kraft. Es war dieses Licht, das mich besser verstehen ließ, was ich bis dahin höchstens theoretisch wusste: Das Kreuz ist untrennbar verbunden mit dem Leben Christi, von seiner Menschwerdung bis zu seiner Unterwerfung unter den Willen des Vaters. Es ist wie der Gipfel seines Lebens. Ich verstand, dass es auch integraler Bestandteil meines Lebens werden musste. Vorher predigte ich das Reich Gottes. Jetzt trat durch diese Arbeit, die ich mir nicht ausgesucht hatte, die mich isolierte und demütigte, das Kreuz in mein Leben. Im Glauben an die göttliche Liebe sagte ich „Ja“ zu diesem Kreuz, wissend, dass es so sein sollte, für den Augenblick und die Zeit, die es dauern würde.

Miloslav Vlk war 46 Jahre alt und seit zehn Jahren Priester, als er 1978 aus politischen Gründen zur Aufgabe des Priesteramtes gezwungen wurde. Was brachte ihn dazu, seine Situation so zu verstehen, dass gerade beim Fensterputzen in den winterlich kalten Straßen Prags das Kreuz Christi, die Tiefe des Priesterseins sichtbar wurde? – Ein Blick auf seine Lebensgeschichte kann darüber vielleicht einige Auskunft geben:

Milo oder Mila, wie er als Kind genannt wurde, wurde 1932 im kleinen Dorf Líšnice südlich von Prag geboren. Er lebte dort zusammen mit seiner Mutter und den Großeltern, bis seine Mutter 1938 heiratete und sie auf den Bauernhof ihres Mannes in Záluží, etwa zwanzig Kilometer entfernt, umzogen. Hier half der junge Miloslav täglich bei der Arbeit auf dem Hof mit, entweder morgens früh vor der Schule oder am späten Nachmittag nach der Rückkehr. Die Erfahrung, dass der eigenen Hände Arbeit den Lebensunterhalt sichert und jeden Einsatz braucht, sollte ihm auch in späterer Zeit nützlich bleiben.

Wir hatten damals drei oder vier Hektar Land, die viel Arbeit bedeuteten. Ich war dort jeden Tag, auch während der Ferien. Ich war dazu erzogen worden, immer zu arbeiten und niemals Zeit zu verlieren. [...] Als mein Vater 1944 ins Krankenhaus musste, habe ich alle Parzellen ganz allein bearbeitet, mit der ganzen Energie meiner zwölf Jahre. Meine Eltern haben mich auch zur Verantwortung in der Armut erzogen. [...] Ich habe gelernt, mit ganz wenig auszukommen und mich nicht mit dem Gedanken daran aufzuhalten, was andere haben konnten.

Miloslav lernte also, hart zu arbeiten und mit wenig auszukommen, hatte aber in jungen Jahren einen großen Traum: Er wollte Pilot werden. Flog ein Flugzeug über das Gelände des elterlichen Bauernhofs, riefen die kleinen Schwestern: „Flugzeug, Flugzeug, warte auf unseren Mila!“ Als ihm seine Lehrerin aber erzählte, dass es dafür ein teures Studium braucht, musste er diesen Traum wohl oder übel aufgeben.

Ein anderer Wunsch fand dafür den Weg ins Leben des jungen Milo: „Willst auch du Priester werden?“, stand auf einem Plakat in der Kirche von Chyšky. Schon als Elfjähriger, so berichtete er später, spürte er die innere Bereitschaft zu einem leisen „Ja“ anklingen. Noch behielt er den Wunsch für sich, zumal auch der Priesterberuf ein teures und langes Studium voraussetzte. Trotzdem wollte Milo den Wunsch nach einer Ausbildung nicht aufgeben:

Nach dem Krieg suchte ich nach einer Möglichkeit, ohne großen finanziellen Aufwand meine schulische Ausbildung fortzusetzen; denn meine Eltern verfügten nicht über große Mittel. Ein Freund meines Vaters gab uns den Hinweis, in Budweis gebe es ein Internat, wo man umsonst studieren könne. Ohne die geringste Ahnung, was das für eine Institution war, fuhr ich hin, machte die Aufnahmeprüfung und wurde angenommen. Erst als ich die schriftliche Bestätigung erhielt, begriff ich, wo ich gelandet war: Auf dem Zettel stand, dass ich aufgenommen werde mit dem Ziel, einmal Priester zu werden, wenn Gott es will. Es traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel! Es war ein Knabenseminar! Ich war geschockt. Auf der Rückfahrt nach Hause habe ich im Zug lange nachgedacht, und als ich daheim ankam, stand meine Entscheidung fest: Ich wollte Priester werden. So besuchte ich von 1946 an das Gymnasium des Budweiser Seminars.

Miloslav fühlte sich wohl im Seminar. Das Lernen fiel ihm leicht, vor allem Griechisch und Hebräisch lernte er gern, und die Atmosphäre des gemeinsamen Lebens mit Gebet, Lernen und Spiel nennt er noch Jahre später „exzellent“. Er traf im Seminar auch zum ersten Mal auf Bischof Josef Hlouch, für den er später arbeiten sollte. Während seiner Zeit im Seminar erfuhr Miloslav vor allem durch zwei Schwestern des Dritten Ordens des heiligen Franziskus in Budweis geistliche Prägung. Sie organisierten unter anderem Treffen und Begegnungen für Jugendliche, an denen Milo häufig teilnahm. Da sie in Zivilland und ohne Habit arbeiteten, konnten sie ihre Arbeit auch in der kommunistischen Zeit lange fortführen.

Als 1948 die Kommunisten in der Tschechoslowakei an die Macht kamen, hatte das allerdings enorme Auswirkungen auf die Pläne des jungen Miloslav:

Den kommunistischen Putsch erlebte ich als sechzehnjähriger Gymnasiast im Knabenseminar. Durch den Zweiten Weltkrieg hatte sich meine Schulzeit insgesamt verzögert, so dass ich erst 1952, als Zwanzigjähriger, das Abitur machen konnte. Ich rechnete damit, nach dem Abitur ins Priesterseminar eintreten und Theologie studieren zu können.

1949, nach dem Umsturz, nahmen uns die Kommunisten das Knabenseminar. Diejenigen von uns, die die Berufung zum Priestertum schon stärker spürten, zogen damals ins Priesterseminar. Ein Jahr später wurde auch das Priesterseminar aufgelöst, so dass wir in den letzten beiden Jahren vor dem Abitur privat bei verschiedenen Familien wohnten.

Damals lief der ideologische Kampf auf Hochtouren. Da ich nicht im kommunistischen Jugendverband war, durfte in meinem Zeugnis nicht „Mit Auszeichnung bestanden“ stehen, auch wenn ich in allen Fächern diese Note bekommen hatte. Deshalb konnte ich auch kein Hochschulstudium beginnen und meinen geheimen Wunsch nicht realisieren. Während der Kommunismus von Sieg zu Sieg eilte, stand ich ohnmächtig mit leeren Händen da.

Zwei Jahre nach der kommunistischen Machtübernahme wurden alle Priesterseminare aufgehoben und ein zentrales Priesterseminar für Böhmen und Mähren in Prag errichtet. Die Bischöfe rieten den Kandidaten ab einzutreten, weil dieses Seminar zu sehr unter staatlicher Kontrolle sei. Eine andere Möglichkeit des Studiums gab es nicht.

Weil ihm, wie er selbst feststellte, nichts anderes übrig blieb, arbeitete Miloslav deshalb ein Jahr lang in einer Maschinenfabrik in Budweis. Der harten Arbeit setzte der Militärdienst ein Ende, den er 1953 in Karlsbad antreten musste. Die ersten Monate durften die jungen Rekruten die Kaserne gar nicht verlassen. Miloslav hütete seine Berufung wie ein Geheimnis.

Als wir nach zwei Monaten erstmals die Kaserne verlassen durften, habe ich eine Messe und eine Gelegenheit zum Beichten gesucht. Damals habe ich die Adresse einer Familie bekommen, die ich bei meinen weiteren „Ausflügen“ immer als „Alibi“ angeben konnte. Während die anderen sonntags irgendein Lokal aufsuchten, ging ich, wenn es nur eben möglich war, zur Messe. Zu Weihnachten hatten einige verschärften Dienst und mussten in der Kaserne bleiben. Gerne übernahm ich den Dienst eines anderen, denn auf diese Weise konnte ich einmal allein sein und beten. Das war mir sehr wichtig.

Wenigstens einmal wurde Miloslav vermutlich gerade seine politische Unangepasstheit und religiöse Bindung in der Kaserne zur Rettung: Als ein Soldat etwas gestohlen hatte, wurde eine außerordentliche Durchsu-

chung befohlen. Miloslav hielt sein Schicksal für besiegelt, da er in seinem Koffer ein Buch verbarg, das sich kritisch mit dem Kommunismus und dem Marxismus auseinandersetzte. Dann aber rief ihn plötzlich sein Leutnant zu einer Befragung, wohl in Kenntnis seiner Papiere, in denen erwähnt war, dass Milo das Knabenseminar besucht hatte. Miloslav vertraute dem Leutnant an, dass er ein gläubiger Christ sei, und dieser selbst erzählte, bei einem bekannten Professor religiöse Studien betrieben zu haben. Der Moment verband die beiden Männer, so dass der Leutnant Miloslav anbot, das gefährliche Buch vor der anstehenden Durchsuchung zu verstecken und später zurückzugeben.

Noch ein weiteres Mal sollte es Miloslav lebensentscheidend helfen, dass seine Vorgesetzten beim Militär ihn schätzten:

1954, im zweiten Jahr des Militärdienstes, konnte ich Weihnachten zu Hause verbringen. Dort traf ich einen Freund, der einen Studienplatz bekommen hatte. Er konnte mich dafür gewinnen, mich nochmals um einen Platz an der Universität zu bewerben. Immer wieder hatte es sich als hinderlich erwiesen, dass ich nicht dem kommunistischen Jugendverband angehörte. Doch meine Vorgesetzten beim Militär, die mir wohlgesonnen waren und mir helfen wollten, stellten mir eine Bescheinigung aus, dass ich aufgrund der positiven Wirkung des Militärdienstes nun für den Eintritt in den Jugendverband gefestigt sei. So wurde ich schließlich doch noch in die Universität aufgenommen.

Miloslav entschied sich für ein Studium der Archivistik, das ihm als die einzige Möglichkeit erschien, wenn er schon nicht Theologie studieren konnte, wenigstens seine Kenntnis der alten Sprachen weiter auszubauen.

Aber ich musste stets damit rechnen, wieder vom Studium ausgeschlossen zu werden, wenn herauskommen sollte, dass ich heimlich den Gottesdienst besuchte. Das Studium war sehr interessant und ich hatte eine gute Gruppe Gleichgesinnter gefunden. Manchmal trafen wir uns auch zum Gebet oder um miteinander ein religiöses Buch zu lesen, meist in einem Park. Es war eine schöne Zeit. Damals hoffte ich auf ein baldiges Ende der kommunistischen Herrschaft, aber diese Erwartung, die durch den Ungarnaufstand 1956 weitere Nahrung erhielt, erfüllte sich nicht. Mein Plan, nach dem Studium ins Priesterseminar einzutreten und Theologie zu studieren, ließ sich nicht verwirklichen.

In den fünf Jahren seines Studiums entdeckte Miloslav Vlk ganz neuen Wert des Lebens in christlicher Gemeinschaft. Auch diese Erfahrung sollte für sein Leben noch große Bedeutung haben. Es bildeten

sich zahlreiche kleine Gruppen von Studenten, die sich aus Angst vor Verrat nur innerhalb ihrer eigenen kleinen Gruppe kannten, aber gemeinsam beteten oder die Heilige Schrift lasen. Vlčik erinnerte sich später:

In diesen Gemeinschaften fand die Verwandlung eines traditionellen, gewöhnlichen Glaubens hin zur bewussten Überzeugung statt, dass Gott in unseren Leben gegenwärtig ist. In ihnen vollzog sich ganz konkret das Leben der Kirche, das heißt die gegenseitige Liebe und ein Leben, das sich prägen lässt durch das Wort Gottes. Diese Gruppen gaben uns die Kraft, angesichts der [...] antireligiösen Stimmung zu überleben. Wir waren wie Partisanen, Widerstandskämpfer auf dem Boden des Feindes. Wir waren immer auf der Hut. Während jedes unserer Treffen hielt einer Wache. Das war die Zeit einer großen Gnade. Wir fühlten, wie nah uns Gott war. Und das erfüllte uns mit Freude, trotz der feindseligen Situation.

Dieses intensive Erlebnis des christlichen Glaubens und die Unterstützung eines befreundeten Prämonstratenserpaters, an den sich Miloslav immer wieder wandte, halfen ihm auch durch schwierige Erfahrungen:

In den Jahren 1957/58 habe ich eine starke Krise durchgemacht. Weil das Warten schon so lange dauerte, wurde ich unsicher. Mir kamen Zweifel, ob dieser Weg wirklich Gottes Wille für mich war oder die Erfindung meiner Sehnsucht. Ich hatte damals ein Mädchen kennengelernt, das mich sehr anzog. Aber ich habe die Beziehung bewusst nicht enger gestaltet, weil ich immer noch vor Augen hatte, einmal Priester zu werden. Damals gab mir der Gedanke Kraft, dass der erste Anruf zum Priestertum ja „von außen“ kam [...]. Deshalb ging ich trotz Unsicherheit und Dunkelheit weiter meinen Weg.

Nach dem Ende seines Studiums machte der frischgebackene Archivar schnell Karriere und wurde 1961 Chef des Archivs in Budweis. Die Arbeit gefiel ihm so gut, dass er häufig bis in die Abendstunden im Büro blieb, wenn seine Kollegen schon längst nach Hause gegangen waren. Dann eilte er in letzter Minute zur Messe.

Eines Tages besuchte ich heimlich meinen Bischof, der bei Schwestern untergebracht war. Er sagte mir, ich könne ins Seminar eintreten; inzwischen hatten sich die Beziehungen zwischen Staat und Kirche etwas gebessert. Auf dieses Wort hin kündigte ich 1963 meine Stelle. Im Archiv hatte ich eine hohe Stellung inne (nicht nur die Stadt, sondern der ganze Distrikt fiel in meinen Zuständigkeitsbereich), so dass man mich nicht gehen lassen wollte und mir die Erlaubnis zum Studium verweigerte. Erst als ich meine Vorgesetzten im Jahr darauf wissen ließ, wenn mir

der Weg weiterhin versperrt würde, ginge ich ins Bergwerk oder zum Bau (daran durfte von Staats wegen niemand gehindert werden!), hat man mich endlich ziehen lassen.

So konnte ich nach zwölf langen Jahren des Wartens in Leitmeritz ins Priesterseminar eintreten. Für die Kollegen war es eine aufregende Sache, dass der Archivar wegging, um Priester zu werden. Einige empfanden das als interessant, andere gingen mir fortan aus dem Weg.

Miloslav durfte nun endlich ins Priesterseminar einziehen. Doch das langersehnte Leben war alles andere als idyllisch, und an die zu Studienzeiten selbstverständlich gelebte *Communio* ließ sich nur schwer wieder anknüpfen. Der Kommunismus warf seinen Schatten auch auf das Leben im Priesterseminar. Die ständige Vorsicht im Kontakt, die ängstliche Vermutung, dieser Seminarist oder jener Ausbildungsverantwortliche könnte ein Spitzel der Geheimpolizei sein, zerstörten jede Offenheit und warfen den Einzelnen radikal auf sich selbst zurück. Vlk sah darin auch eine Absicht der staatlichen Behörden, bewusst die Ausbildung der Priester zu erschweren:

In manchen Jahren hatten wir den begründeten Verdacht, dass selbst der Rektor des Seminars von der Geheimpolizei beeinflusst sei. Ein Ausbildungskonzept war schwer zu erkennen. Der Staat wollte verhindern, dass wir moderne, innerlich gefestigte Priester würden, die auf die Leute anziehend wirken. Moralisch schwache Priester waren damals höchst willkommen.

Diese schwierige Erfahrung führte Miloslav zu einer Erkenntnis und Lebenshaltung, die ihn auch durch sein weiteres Schicksal tragen sollte:

Die Grunderfahrung im Priesterseminar war für mich: Gott allein! Sich nur auf ihn stützen, nur mit ihm rechnen. Es war nicht möglich, auf Spiritual, Rektor oder Kollegen zu bauen, weil die Gefahr zu groß war, enttäuscht zu werden. Die allgemeine Unsicherheit schuf eine äußerst gespannte Atmosphäre. Sie vermittelte uns den Eindruck des Zerfalls und der Zersetzung. Das hätte zu einer großen Belastung führen können, unter Umständen zum Austritt aus dem Seminar. Es gab nur einen Ausweg, und diesen Weg bin ich gegangen: den Weg des Kreuzes. Ich glaubte an das Kreuz unseres Herrn Jesus Christus. Ich glaubte, dass jedes Fallen von Gott aufgefangen würde, wie auch der Tod Jesu am Kreuz zum Leben geführt hat. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Jesus hatte auch keinen anderen Ausweg. Unsere Situation schien mir ähnlich. Jesus glaubte an die Liebe des Vaters: „Vater, in deine Hände ...“ Bis zum Äußersten an die Liebe des Vaters glauben und nicht in Verbitterung und Pessimismus verfallen, das war mein „Ausweg“. Ich ent-

deckte im Kreuz die tiefste Offenbarung der Liebe Christi; ihm wollte ich nachfolgen, indem ich in dieser schwierigen Situation im Seminar durchhielt.

Auf dem Weg zu dieser Erkenntnis half Miloslav auch die Entdeckung der Spiritualität der Fokolar-Bewegung.¹ Auf einer Reise in die DDR schenkte ihm ein Priester den ersten Band der gerade auf Deutsch erschienenen „Meditationen“ von Chiara Lubich. Einer der Texte, den dieser Priester Miloslav besonders ans Herz legte, hieß „Jesus, der Verlassene“.

In diesen Jahren der Dunkelheit war die Begegnung mit der Fokolar-Bewegung ein großes Licht. Ihre Spiritualität bedeutete für mich, für uns, in welcher Situation auch immer wir uns befinden, uns zurück auf Gott zu orientieren, uns in seine Hände zu legen, uns in sein Wort zu vertiefen. Ich verstand, dass nur eines zählt: der Weg des Kreuzes. [...] Wir durften nicht in Defätismus, Bitterkeit, Pessimismus verfallen, sondern den Glauben an den Vater bis zum Ende tragen. Ich erkannte, dass das Kreuz letztlich die größte Offenbarung der Liebe Christi ist. Deshalb versuchte ich von da an, mich ihm anzunähern, in dem ich die schmerzhaften Situationen des Lebens im Seminar annahm. [...] Das war meine geistliche Ausbildung im Seminar.

Zurück im Seminar begann Vlk, diese Erkenntnis seines Besuchs in Deutschland in die Tat umzusetzen. Ein weiteres Mal spielte dafür eine kleine Gruppe junger Menschen, jetzt Seminaristen, eine Rolle, die sich regelmäßig und trotz des äußeren Drucks zu Gebet und Schriftlesung trafen und versuchten, die Worte der Heiligen Schrift in ihr Leben zu übersetzen. Er intensivierte außerdem seinen Kontakt mit der Fokolar-Bewegung, als er 1966 und 1967 an deren Sommertreffen in der DDR teilnahm.

Als es 1968 im Zuge des Prager Frühlings zu einer zwischenzeitlichen politischen Entspannung kam, wurde Vlks Priesterweihe endlich möglich. Seine eigenen Erfahrungen mit dem christlichen Leben und der Austausch in der Gemeinschaft kleiner Gruppen prägten auch die ersten Jahre seiner pastoralen Tätigkeit:

1968 wurde ich von Bischof Hlouch, der gerade aus seinem „Exil“ zurückgekehrt war, in Budweis zum Priester geweiht. Meine Tätigkeit begann also in der Zeit des

1 Die Fokolar-Bewegung entstand 1943 in Trient. Die Bewegung um ihre Gründerin Chiara Lubich ist inzwischen international und interreligiös tätig und engagiert sich um Dialog und Verständigung. Eine der Säulen ihrer Spiritualität ist das Gebet an „Jesus, den Verlassenen“ als geistliche Orientierung.

Prager Frühlings, der einen gewissen Freiraum für die pastorale Arbeit bot. Drei Jahre lang arbeitete ich als Sekretär des Bischofs. In der seelsorgerischen Arbeit konzentrierte ich mich auf die Schaffung kleiner Gemeinschaften, in denen die Kirche lebendig wird.

Der neu gewonnene Freiraum schloss sich schnell wieder, als die sogenannte „Normalisierung“ einsetzte, die de facto eine Rückkehr zu den alten kommunistischen Praktiken bedeutete. Die Regierung setzte die Kirchen wieder stärker unter Druck, und auch das Leben der Gläubigen wurde erneut stärker eingeschränkt. Die Aktivitäten der Kirche sollten auf den Sonntagsgottesdienst beschränkt werden; Kontakt mit Jugendlichen und kirchliche Verbandsarbeit waren verboten, ebenso wie soziale oder kulturelle Aktivitäten. Die Messe zu zelebrieren, war Priestern nur mit staatlicher Erlaubnis gestattet, Laien sollten in der Kirche möglichst gar nicht tätig werden, wenn, dann nur im Chor oder als Küster, und es gab ohne offizielle Erlaubnis keine religiösen Gruppen mehr.

Miloslav Vlk bekam diesen Druck deutlich zu spüren:

Die Staatsorgane drängten mich, die bestehenden Gruppen, die als unrechtmäßig galten, aufzulösen. Da ich nicht nachgeben wollte, zwangen sie 1971 den Bischof, mich gegen seinen Willen zu entlassen und von der Stadt aufs Land in die Böhmerwaldpfarreien Lažišťe und Záblatí zu versetzen.

Die Zwangsversetzung in den Böhmerwald, wo man ihn wohl für weniger schädlich hielt, machte Miloslav zu schaffen.

In dieser Zeit habe ich Kraft geschöpft aus der Erfahrung, die ich bereits im Seminar gemacht hatte: Ich versuchte, die Schwierigkeiten anzunehmen und darin die Gestalt des Gekreuzigten zu finden. Die tiefe Gewissheit, dass dieses Kreuz mehr Segen für mich und die anderen bewirken kann als die Möglichkeit, noch ein paar Jahre im Amt zu bleiben, schenkte mir Ruhe und inneren Frieden; es ließ keine Verbitterung oder Feindschaft aufkommen. In dem kleinen Bergdorf, in dem ich wohnte, habe ich gelernt, mit einfachen Leuten zu leben. Man sah dem Pfarrer bis in den Teller, dort konnte man nichts verheimlichen, geschweige denn geheime Gruppen organisieren. Über jeden Besuch war man informiert, von jedem Auto wurde die Nummer aufgeschrieben und im oberen Stockwerk des Pfarrhauses wohnte ein Polizist. Mehr als Verkündigung durch Worte – auch die wurden bespitzelt – war das Zeugnis des Dienens und des Zuhörens vonnöten, und das konnte mir niemand nehmen.

Dies war eine wichtige Erfahrung für mich, die neue Akzente in meinem geistlichen Leben setzte: In der Zeit als Dorfpfarrer verstand ich, dass Gott von mir vor allem das Zeugnis meines Lebens verlangt. Wichtiger, als das Wort zu predigen, wurde für mich, das Wort zu leben. Wort *sein*! Für einen temperamentvollen Charakter, wie ich ihn habe, beinhaltete dies in vielen Momenten, schweigen zu können ... Gott hat mich sozusagen zum Schweigen gebracht. Mein Leben als Priester konzentrierte sich nun viel stärker auf das Dasein und das Leben für die anderen. Allmählich habe ich begriffen, dass das „Leben für“ der Stil des ganzen Lebens Jesu war [...].

In dieser Demut weitete Vlk Tag für Tag seinen Dienst an seinen Gemeindemitgliedern aus. Selbst mit dem Polizisten, der zu seiner Überwachung da war, konnte er in dieser Zeit Kontakt aufbauen:

Meine Tante putzte immer den Wagen, nur mit einem Eimer Wasser und einem Tuch. Der Polizist hatte die passenderen Reinigungsmittel und Utensilien dafür. Als ich eines Tages mein Auto vor dem Haus geparkt hatte, bot er an, mir zu zeigen, wie ich es mit seinem Material putzen konnte. Die Menschen aus dem Dorf, von denen viele zum Einkaufen in den Laden auf der anderen Straßenseite kamen, waren erst mal schockiert und berührt, eine solche Szene zu sehen: den Priester mit seinem „Feind“. Aber für mich war das, was hier passierte, eine Frucht der Liebe, der Nächstenliebe, die ich mit diesem Polizisten leben wollte.

Bereits nach sechzehn Monaten musste Vlk die Pfarrei verlassen und wurde nach Rožmitál pod Třemšínem versetzt. Die kurzfristige Zwangsversetzung verstand er selbst als prägende Erfahrung, in der er lernte, das Unvermeidliche und Leidvolle als sein Kreuz auf sich zu nehmen. In Rožmitál blieb er länger, insgesamt sieben Jahre. In dieser Zeit versuchte er auch, mit einigen Gläubigen intensiver in Gemeinschaft zu leben, und berichtete vor allem Jugendlichen von seinem eigenen Kontakt mit der Spiritualität der Fokolar-Bewegung. Aber auch hier setzte die Staatsmacht irgendwann Vlks Wirken ein Ende. 1978 wurde ihm die Genehmigung zur Ausübung seines Priesteramtes entzogen. Am 29. September trat er zum letzten Mal vor seine Pfarrei:

Niemals zuvor haben mir die Beine so gezittert wie damals, als ich 1978 zum letzten Mal vor die Pfarrei trat, um von ihr Abschied zu nehmen. Ich musste mich am Ambo festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

In den Abschiedsworten an seine Gemeinde empfahl Vlk ihr die Aufrechterhaltung ihres gemeinsamen Lebens in Christus. Er selbst muss-

te die Gemeinschaft der vergangenen Jahre nun hinter sich lassen. Er beschloss, nach Prag zu gehen, um in der Anonymität der Großstadt besser der staatlichen Beobachtung und Verfolgung zu entgehen.

Dieser neuerliche, schwere Schlag für sein Leben in der Berufung als Priester ging nicht spurlos an ihm vorüber. Er haderte mit seinem Schicksal und mit Gott:

Ich spürte diesen neuen Lebensabschnitt wie eine dunkle Nacht auf mich zukommen. Immer wieder rang ich mich zu einem Ja durch, obwohl es in mir schrie: „Warum, mein Gott, warum?“ In einem solchen Augenblick kamen mir einmal die Worte eines Liedes in den Sinn: „Weil ich dich so liebe“. In mir tobte es: „Das ist ja eine nette Liebe!“

Doch mit der Zeit wurde es in meiner Seele licht. Durch das Verbot, als Priester zu wirken, ist mir etwas sehr Tiefes aufgegangen. Es war, als würde Gott mir sagen: „Ich will nicht deine Arbeit. Darin gibst du dich nur mittelbar. Ich will deine Zeit für mich. Deine Arbeit soll kein Hindernis zwischen uns sein; ich möchte, dass du nicht für die Arbeit, sondern für mich lebst.“

[...] Mir ist in jener Zeit bewusst geworden, dass Gott die Zeit, die Geschichte, jedes Ereignis in seinen Händen hält. Wenn ich mich damals in dieser Situation befand, dann nicht ohne seine Zustimmung oder ohne seine liebende Absicht. Ich musste, nein, ich *wollte* das annehmen und zu verstehen suchen, was er mir durch diese Umstände sagen will. Im Nachhinein kann ich sagen, dass ich damals einen neuen Glauben an die Liebe Gottes gefunden habe.

[...] Im Glauben an die Liebe Gottes konnte ich Ja sagen zu diesem Kreuz. Ich kann bezeugen, dass diese Zeit für mich die gesegnetste meines priesterlichen Lebens war. Sie brachte mir viele Gnaden und Licht und – vor allem – großen Frieden.

In Prag angekommen musste Vlk sich eine praktische Arbeit suchen – kein großes Problem für den einstigen Bauernsohn. Ein Salesianerpater, der bereits dort arbeitete, empfahl Vlk, sich als Fensterputzer bei der Reinigungsfirma Úklid zu bewerben. Hier arbeiteten schon einige Verbannte oder Verurteilte. Die Arbeit war frei und recht selbstständig, jeder Fensterputzer war für einen bestimmten Sektor verantwortlich und konnte dort im Großen und Ganzen ungestört tätig sein.

Vlk gelang es, nicht nur sein Schicksal zu akzeptieren, sondern daraus auch positive Bestätigung seines priesterlichen Dienstes zu beziehen. Einmal mehr war es auch das Leben in einer kleinen Gemeinschaft mit anderen Christen, das ihn unterstützte: Im Dezember 1980 gründeten in Prag drei Slowaken einen Fokolar, eine Gruppe gemeinschaftlich und zölibatär lebender Männer in der Spiritualität der Fokolar-Bewegung. Es war unmöglich, dass Miloslav bei ihnen lebte, zu groß war die Gefahr

seiner Überwachung, aber er kam, sooft es ging, nach der Arbeit vorbei, um sich auszutauschen, gemeinsam zu beten, zu kochen und zu lernen.

Während dieser Zeit habe ich heimlich hinter verschlossenen Türen mit kleinen Gruppen die Messe gefeiert, Sakramente gespendet, freilich immer in Gefahr, entdeckt und [...] dafür bestraft zu werden. Aber ich wusste, dass die Liebe Gottes auch ins Gefängnis dringt.

Ich lebte diese Zeit in einer kleinen festen Gemeinschaft von Laien, in der wir versuchten, uns nach dem Evangelium auszurichten und nach dem Gebot der Liebe zu leben. [...] Dieses tägliche Leben mit dem auferstandenen Jesus unter uns gab mir die Kraft, das Kreuz zu tragen.

[...] In dieser Gemeinschaft, in der man mit Jesus in der Mitte lebte, konnte ich aufatmen, dort fand ich die Kraft für die tagtägliche Begegnung mit Jesus, dem Verlassenen. Aber das Leben in dieser Gemeinschaft war nicht immer leicht für mich. Ich bin ein eher impulsiver Mensch mit einer dynamischen, manchmal geradezu unbezähmbaren Natur und neige dazu, die Führung zu übernehmen und Entscheidungen schnell und eigenständig zu treffen. Es war außerordentlich schwierig für mich, der gegenseitigen Liebe die Priorität zu geben und dafür zu leben, dass Jesus unter uns gegenwärtig sein kann (vgl. Mt 18,20). Diese Gemeinschaft sowie das alltägliche Leben mit dem verlassenen Jesus sind für mich zu einer wahren Schule geworden, ich möchte sagen, zu einer „Hochschule der Einheit“.

Neben diesem geheimen christlichen und priesterlichen Leben kämpfte Vlk weiter für die Wiedererteilung der staatlichen Erlaubnis zur Ausübung des Priesteramtes. Er wies in Eingaben immer wieder auf Verfahrensfehler hin, die den Entzug der Erlaubnis seiner Ansicht nach Unrecht werden ließen. Dieser offene Widerstand führte zu intensiverer Beobachtung durch die Polizei. Vlk wurde auch zu Verhören vorgeladen, was ihn aber nicht daran hinderte, seine Kontakte mit Vorsicht und Wachsamkeit weiter zu verfolgen.

Am 24. Januar 1986 konnte er seinen Posten als Fensterputzer kündigen und anfangen, im Archiv der tschechoslowakischen Nationalbank zu arbeiten. Auch weiterhin war er neben seiner Erwerbsarbeit vielfältig in der Untergrundkirche engagiert. Das Engagement war immer noch nicht ungefährlich, aber inzwischen hatte man gelernt, sich anzupassen:

In den letzten Jahren des Regimes wussten wir ziemlich genau, wie weit wir gehen konnten. 1986 beispielsweise war ich bei einem Treffen mit 450 Gläubigen dabei. Offiziell war so etwas natürlich nicht erlaubt. Aber unter dem Vorwand, eine Silber-

hochzeit zu feiern, konnten wir in einem Dorf über das Wochenende das Kulturhaus mieten. Ich habe dabei zelebriert, gepredigt und die Kommunion ausgeteilt. Die Überwachung von außen hat uns nicht sehr gestört. Wenn alle zusammenhielten, konnte man schon einiges unternehmen.

Ende 1987 zwang ihn dann ein Infarkt zu mehreren Wochen Pause im Krankenhaus. Zu Weihnachten schrieb er an seine Freunde:

Die Energie und die Vitalität, die man hat, sind nicht alles. Ich habe versucht, meine Situation in Gott zu deuten. Wenn ich darüber nachdenke, sehe ich meine Krankheit nicht als Tragödie, sondern als Geschenk, ein Zeichen der Liebe. Ich habe diese Situation angenommen als Gelegenheit, mich gut auszuruhen, und als Warnung, wenn nicht sogar als Rüge: Wir müssen mehr im Sinne Gottes leben und nicht im Sinne unseres menschlichen Nachdenkens. Man ist immer versucht, sich nach dem zu beurteilen, was man tut, und nicht, was man ist. Das habe ich stark empfunden, als mir alles aus den Händen genommen wurde. Ich erkannte, dass ich Gott immer stärker in meinen unterschiedlichen Tätigkeiten gesehen hatte. Das ist also der schnelle Überblick über mein Leben, den ich im Krankenhaus gewinne.

Ich bin da, allein, allein mit Gott, auch wenn mich täglich einige Brüder besuchen kommen. Aber es ist nicht die leere Einsamkeit des Clowns. Es ist die Fülle der Gegenwart des verlassenen Christus, die ich plötzlich in mir spüre, wenn ich die Situation ganz und gar akzeptiere.

Zum Ende der 1980er-Jahre gewannen die Christen in der Tschechoslowakei an Selbstbewusstsein. Am 28. September 1988, zehn Jahre, nachdem Vlk ihre Pfarrei hatte verlassen müssen, verfassten die Gläubigen der Gemeinde in Rožmitál ein erneutes Protestschreiben an den tschechischen Ratspräsidenten Štrougal sowie an den Erzbischof von Prag, in dem sie noch einmal die Fehlerhaftigkeit des Verfahrens gegen Vlk, das zum Entzug seiner Priestererlaubnis geführt hatte, darstellten. Dieses eigene und fremde bleibende Bemühen für Vlk trug Früchte: Am 1. Januar 1989 erhielt der Archivar Miloslav Vlk eine neue Erlaubnis zur Ausübung seines Priesteramtes.

Dass er in den langen Jahren als „normaler Bürger“, als Fensterputzer und Archivar, niemals etwas anderes gewesen war als Priester, dass er in seinem Leben im Untergrund als Fokolar, als Gesprächspartner und Beichtvater seine Berufung auch unter den schwierigsten Bedingungen zu leben gewusst hatte, machte wohl die Überzeugungskraft des Priesters Vlk aus, die ihn später Bischof und Kardinal werden ließ.

2012 gab Vlk auf einer Konferenz ein Lebenszeugnis, in dem er von der Zeit nach seinem Abitur berichtete: Als deutlich war, dass er ohne

eine Mitgliedschaft im kommunistischen Jugendverband nicht würde studieren dürfen, entschied er, diese Konsequenzen für seine Überzeugung in Kauf zu nehmen. Er machte eine Pilgerreise in der Region von Budweis, um seine Entscheidung im Gebet zu festigen. Dort hörte er als Lesung Worte aus dem ersten Petrusbrief, die ihm im Nachhinein wie ein Grundthema seines Lebens klingen: „Beugt euch also in Demut unter die mächtige Hand Gottes, damit er euch erhöht, wenn die Zeit gekommen ist“ (1 Petr 5,6). Zudem erinnerte er sich an eine Erkenntnis, die ihn angesichts des Entzuges seiner Erlaubnis zum Priesterdienst bewegt hatte: „Von Anfang an wusste ich sehr gut, was zu tun wäre, um ein bequemeres Leben zu haben, doch dazu war ich nicht berufen. Meine Berufung war, Christus auf dem Kreuzweg zu folgen.“

 Alterzbischof Miloslav Kardinal Vlk verstarb am 18. März 2017.

Die Texte wurden von Ruth Kubina zusammengestellt, die auch, wo nötig, die Dokumente aus dem Französischen übersetzt hat.

Diesem Beitrag liegen folgende Werke zugrunde:

A. Boudre, *Laveur de vitres et archevêque. Biographie de Mgr Miloslav Vlk* (Prague), Paris 1994.

M. Vlk, *Reifezeit*. Dietlinde Assmus im Gespräch mit dem Erzbischof von Prag, München³ 1996.

Das erwähnte Lebenszeugnis von 2012 ist als Film verfügbar unter: <http://www.oekumenischer-christusdienst.de/kardinal-miloslav-vlk-video/> [Abruf am 13.12.2013]; die zitierten Stellen finden sich ab 24‘14“ bzw. 44‘14“.

Im Folgenden die Zitate in der Reihenfolge ihres Vorkommens:

„Ich kann Ihnen versichern ...“, aus: A. Boudre, *Laveur*, 100.

„Sieben Jahre lang ...“, aus: A. Boudre, *Laveur*, 100.

„Wir hatten damals ...“, aus: A. Boudre, *Laveur*, 18.

„Nach dem Krieg ...“, aus: M. Vlk, *Reifezeit*, 13.

„Den kommunistischen Putsch ...“, aus: M. Vlk, *Reifezeit*, 14f.

„Als wir ...“, aus: M. Vlk, *Reifezeit*, 15f.

„1954, im zweiten Jahr ...“, aus: M. Vlk, *Reifezeit*, 16.

„Aber ich musste ...“, aus: M. Vlk, *Reifezeit*, 16f.

„In diesen Gemeinschaften ...“, aus: A. Boudre, *Laveur*, 40.

- „In den Jahren 1957/58 ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 17f.
- „Eines Tages ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 18.
- „In manchen Jahren ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 21.
- „Die Grunderfahrung ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 21f.
- „In diesen Jahren ...“, aus: A. Boudre, Laveur, 52f.
- „1968 wurde ich ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 22.
- „Die Staatsorgane ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 22.
- „In dieser Zeit ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 22f.
- „Meine Tante ...“, aus: A. Boudre, Laveur, 72.
- „Niemals zuvor ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 26.
- „Ich spürte ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 26–29.
- „Während dieser Zeit ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 30–32.
- „In den letzten Jahren ...“, aus: M. Vlk, Reifezeit, 61.
- „Die Energie ...“, aus: A. Boudre, Laveur, 120f.